

Karl-Markus Gauß

Der Alltag
der Welt



ZSOLNAY

Von 2011 bis 2013 ist der Bogen dieser Gegenschrift zum Zeitgeist gespannt. Karl-Markus Gauß berichtet von einer Koreanerin, die sich selbst heiratet, und von der Reaktor-Katastrophe in Fukushima, vom Aufruhr in englischen Städten und von deutschen Fälschern, vom Sterben naher Freunde und vom Versuch, ein richtiges Leben im falschen zu führen. Selbstironisch und melancholisch, witzig und grüblerisch spürt er verschwundenen Klängen, Haltungen, Menschentypen nach. In eigenen Strängen erzählt er von »Sternstunden des Scheiterns«, der »Geschichte der Liebe« und davon, dass die wahre Geschichte der Menschen in der Dichtung geschrieben wird.



Zsolnay E-Book

Karl-Markus Gauß

Der Alltag der Welt

Zwei Jahre, und viele mehr

Paul Zsolnay Verlag

ISBN 978-3-552-05749-4

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2015

Umschlag: Lübbecke Naumann Thoben, Köln Foto: ©
plainpicture/donkeysoho

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:
www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/ZsolnayDeuticke

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

Inhalt

1. Kapitel: Vom Verschwinden
Zwischenstück 1
Vom Verschwinden in der Literatur
2. Kapitel: Die Apokalypse
Zwischenstück 2
Himmel und Hölle in der Literatur
3. Kapitel: Die Aura der Fälschung
Zwischenstück 3
Brief und Lebensdichtung
4. Kapitel: Das Jahr der Bettler
Zwischenstück 4
Fünf Partezettel aus dem Jahr 2012
5. Kapitel: Die ungeschriebenen Bücher

Die Plünderung dessen, was nicht mehr war,
und dessen, was hätte gewesen sein können,
war grenzenlos.

Tomás Eloy Martínez, »Purgatorio«

1. Kapitel

Vom Verschwinden

Ich habe eine gute Nachricht für Sie: Jetzt beginnen die Jahre, in denen Sie nicht mehr zurückschauen, nur mehr nach vorne blicken werden! An einem Skelett auf Rädern, das er in die Mitte des Behandlungszimmers geschubst hat, führt der Orthopäde gut gelaunt vor, warum die Haltung, mit der ich der Welt entgegengetreten bin, schon immer die falsche war. Das Röntgenbild, auf das er mit leichenweißen Fingern deutet, zeigt mir nichts als Nebelschwaden, die aus dunklen Wassern aufzusteigen scheinen; es sind meine Halswirbel, die nicht schätzen, wie ich lebte. Zur Strafe bin ich halsstarrig geworden, binnen weniger Wochen. Versuche ich den Kopf nach hinten zu drehen, ohne mit dem Oberkörper mitzuschwingen, kracht es, dass die Umstehenden erschrocken in Deckung gehen. Bin ich verwegen genug, die Augen zu heben, um nach oben zu blicken, peitscht der jähe Schmerz vom Genick zur Schläfe, und wenn das Feuerwerk im Schädel niedergebrannt ist und seine gleißenden Funken erloschen sind, höre ich es, dieses Keuchen.

Krachend und keuchend habe ich mich den Zahllosen zugesellt, die schon länger in die Schule des Schmerzes gehen und wissen, dass in dieser die Einsamkeit gelehrt wird. Psychische Qual, seelisches Leid mildern sich ab, sobald man mit anderen darüber sprechen kann, mit dem körperlichen Schmerz aber bleibt man alleine, so vielen

mitleidigen Zuhörern man auch klagt. Der Schmerz, ob er in den Eingeweiden wühlt oder in den Gelenken scheuert, verurteilt dich zur Einzelhaft, er wirft dich in ein Gefängnis, in dem du zwar Besuch erhalten kannst, dich aber niemand an der Hand nehmen und hinaus ins Freie, Lichte führen wird.

Nicht mehr zurückschauen und, so oft wie möglich, den Blick zu Boden senken: Gibt es etwas, das mir mehr widerspräche? Zu Hause hole ich das alte Fotoalbum hervor, in dem die Aufnahmen eingeklebt sind, die von mir zwischen meinem ersten Geburtstag und der Matura gemacht wurden (was damals ausreichte, eine ganze Kindheit und Jugend zu dokumentieren, genügt heute nicht, von einem einzigen Sommerurlaub zu bezeugen, dass er überhaupt stattgefunden hat), und mir fällt auf, dass es fast kein Bild von mir gibt, für das ich mich nicht gerade so aufgestellt hätte: aufrecht, den Hals durchgestreckt, das Kinn vorgeschoben, das Haupt nach hinten gedrückt. Seitdem ich bemerkt hatte, dass ich der kleinste unter den Spielgefährten war, hielt ich den Kopf stets hoch erhoben. Neigte ich ihn dann nach hinten, ins Genick, konnte ich aus schmalen Augenschlitzen selbst jene von oben mustern, die größer waren als ich.

Ich blättere durch das Album und hole ein zweites, ein drittes hervor, und ich entdecke nach dem Kind, das bereits mit seinem Hochmut zu experimentieren scheint, einen Jugendlichen, dessen Trotz etwas Abschätziges hat, und endlich den Erwachsenen in seiner Pose freundlicher

Überlegenheit. Die drei, die sich sonst seltsam wenig ähneln, denn das Kind ist blond und kräftig, der Jugendliche schwarz gelockt und mager, und den Erwachsenen kann man geradezu dabei beobachten, wie er zulegt und frühzeitig ergraut – diese drei, die einander sonst nicht gleichen, sind unverkennbar ein- und derselbe in der Manier, wie sie sich erhobenen Hauptes zu präsentieren bemühen. Diese Haltung haben sie stets wie von selbst eingenommen, sie hat ihnen gutgetan, mir aber die Halswirbel abgeplattet und die verdamnte cervikuläre Cephalea, den vom Nacken zur Schläfe schießenden Kopfschmerz, eingetragen (so geht diese Sprache, die jetzt die meine wird).

Mai 2011, 57. Geburtstag: Nicht mehr zurückschauen, dorthin, wo unablässig die Welt verschwindet, aus der ich gekommen bin, und in der großen Mühle gleichermaßen zermahlen wird, wofür wir uns begeistert haben und wogegen wir uns empörten? Gerade weil es anders kam, darf ich nicht vergessen, wovon ich geträumt habe, und erst recht nicht vergessen, wovon ich überzeugt war, dass ich mich niemals mit ihm abfinden werde.

Ich war eingenickt, zu Mittag, und als ich aus dem Dämmer erwachte, umschloss mich ein geradezu räumliches Gefühl der Glückseligkeit. Es hatte mit der Musik zu tun, die aus dem Radio kam und von der mir bewusst wurde, dass sie mich schon seit einigen Minuten durch den Halbschlaf geleitete. Ich lauschte den Tönen, einem tief und sordin

gestimmten Streichinstrument, auf dem in einem leicht hallenden Raum Akkord auf Akkord gestrichen wurde, kein Cello und keine Bassgeige. Nach einigen Minuten, von denen ich wünschte, sie würden nicht zu schnell vergehen, deren Ende ich aber doch mit angespannter Aufmerksamkeit erwartete, denn die Abmoderation durfte mir nicht entgehen, erfuhr ich vom Radiosprecher, dass es sich bei dem Instrument um eine Gambe, bei dem Komponisten um Carl Friedrich Abel und bei dem Stück um dessen berühmtes Arpeggio Nr. 205 handelte. Der Gestalter der Sendung erwähnte noch, dass die Gambe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihre Stellung in den Orchestern verlor und ihre Bedeutung als Soloinstrument einbüßte, nach und nach kaum mehr Stücke für Gamben geschrieben wurden und jener Carl Friedrich Abel zu seiner Zeit als der letzte Virtuose und der bedeutendste Komponist von Stücken für dieses Instrument galt. Als er 1787 starb, habe ein Verehrer geschrieben, mit ihm sei die Kunst der Gambe selbst ins Grab gesunken.

Abel stammte aus Köthen in Sachsen-Anhalt und hatte jahrelang in London gelebt, als gefeierter Virtuose, gefragter Komponist und grandios scheiternder Konzertveranstalter. Er war damals so berühmt, dass der junge Mozart zu ihm pilgerte, um Tonsatz bei ihm zu studieren, und die Sinfonie, deren Noten er sich zu diesem Zweck bei Abel kopierte, galt eine Zeitlang als seine eigene, wurde in das Köchelerverzeichnis aufgenommen und erst später wieder als Abels Werk identifiziert. Im Lexikon

schlage ich nach, was es mit dem Schöpfer dieser wundersamen Musik auf sich hat, und lese, dass sich der Vielbewunderte nach mancher Enttäuschung entschlossen in den frühen Tod gesoffen hat und in London in der Gosse gestorben ist – kein Avantgardist, der die Musik der Zukunft vorwegnahm, sondern ein Arrièregardist, der dem Ton seiner Zeit nachtrottete und endlich, als neue Töne angeschlagen wurden, zur Seite trat und die Musik der Gambe, ein verschwindender Klang der Welt, mit sich in die Grube nahm. Und doch muten seine Gambensuiten an, als würden sie viel spätere Töne vorwegnehmen, sie klingen, als würden darin, in hohem Tempo, fortwährend Akkorde ausgespielt werden, und erinnern mich so daran, was mancher in rasanten Läufen mit seiner Elektrogitarre aufzuführen versuchte.

Wenn es in einem Amt, in dem man etwas zu erledigen hat, leer und still ist, dann hat man das Gefühl, es wäre, was es nicht sein kann und sprachlogisch unmöglich ist, nämlich leerer als leer und stiller als still, ein schwarzes Loch der Bürokratie, das alles Leben eingesaugt und verschlungen hat. So empfand ich es, als ich gestern im zweiten Stock des Amtsgebäudes diesen unerhört langen Gang erblickte. Vor jeder der zahllosen Türen blieb ich stehen, auf der Suche nach dem Zimmer mit der Nummer Abt. VII, 1.21, in dem ich mit meiner Unterschrift genehmigen würde, was notfalls auch gegen meinen Willen erzwungen werden könnte, dass nämlich die Oberleitung des städtischen

Busses, der durch meine Straße fährt, eine neue Verankerung in der Fassade unseres Wohnhauses erhalte, direkt neben unserem Küchenfenster im zweiten Stock. Kein Mensch war zu sehen, offenbar war der Amtsverkehr mit und ohne Oberleitung erloschen, fast schon, dass ich die Sehnsucht verspürte, einer der Inspektoren oder Adjunkten von früher, wie längst keine mehr existieren, würde aus seinem Zimmer stürmen, mich anherrschen und mit dem mündlichen Bescheid, dass ich schon wieder die Frist übersehen habe, mein Anliegen gebührenpflichtig einzureichen, von der Schwelle scheuchen. Mit der eilfertigen Beflissenheit, mit der ich immer alles richtig zu machen versuche und die alles in allem das ist, was ich in meinem Leben seit jeher falsch mache, schlich ich über den Gang und bemühte mich, so leise wie möglich aufzutreten und einzuatmen. In der vollkommenen Ämterstille aber fehlte etwas, das es vor den zwanzig Jahren, als ich das letzte Mal hier gewesen war, noch gegeben hatte. Erst auf dem Nachhauseweg fiel mir ein, was es war: das Klappern der Schreibmaschinen.

Damals hatte es aus allen Zimmern geklappert, selbst durch geschlossene Türen und dicke Wände, die sonst jedes Lebenszeichen verschluckten, war es zu hören gewesen, und dieses Klappern war monoton, aber nicht gleichmäßig und nicht eintönig, denn es kannte Takte, in denen es sich beschleunigte, und Pausen, in denen es abrupt stockte, und je schneller es voranging, umso höher schien die Tonlage zu werden, während die von ungelenker Hand nur

sporadisch gesetzten Anschläge bedeutungsschwer tief klangen. Wer damals einen Behördengang zu erledigen hatte, ging wie durch eine vormittägliche Musikschule, in deren Übungsräumen die Schüler an Ersatzklavieren klappernd immer dieselben Etüden spielten.

Die Schreibmaschine ist aus den Büros verschwunden, und der Zeitschrift, die ich herausgebe, schicken nur mehr zwei Mitarbeiter ihre Texte nicht als elektronische Dateien, sondern auf dem Postweg als Typoskripte zu, die mit Schreibmaschine gefertigt wurden und die sie mit etlichen handschriftlichen Korrekturen versehen. Größere Passagen korrigieren sie mithilfe jenes weißen Plättchens, das man zwischen Papier und Farbband fixieren musste, damit man die falschen Buchstaben und fehlerhaften Worte wieder entfernen konnte, und ich muss Hermann Schreiber und Hansjörg Graf, die beiden neunzigjährigen Münchener aus Österreich, einmal fragen, woher sie diese Plättchen noch beziehen oder ob sie seinerzeit einfach so viele Tipp-Ex im Voraus gekauft haben, dass es für ihr Leben und viele tausend Manuskriptseiten reichen mag. Das Tipp-Ex war ein Hilfsmittel aus der Zeit der mechanischen Schreibmittel, ich bilde mir ein, es hatte sogar einen eigenen Geruch, jedenfalls gab es etwas von dem mehligem Weiß, mit dem es die Buchstaben überschrieb, die fehlerhaft in das Manuskript gestanzt waren, auch an die Hände und Finger ab. Später kam das flüssige Tipp-Ex dazu, das mit einem winzigen Bartwisch, der die kleine Tube verschloss, auf das Papier und jedenfalls auch auf die

davon klebrig werdenden Finger verteilt wurde, und auf dem, wenn es auf dem Papier gestockt war, fehlerhafte Stellen überschrieben wurden. (Und erst die bläulich schimmernden, hauchdünnen Blätter, von denen man zwei oder drei zwischen die weißen Seiten legte, um damit sogenannte Durchschläge herzustellen! Eine sinnreiche Plage, die den Heutigen fast nicht mehr zu erklären ist, man bräuchte dazu ein Museum, in dem die Besucher sich praktisch an den Ausstellungsstücken erproben dürften!)

Mit der Schreibmaschine ist der Schreibmaschinenklang aus unserer Welt verschwunden, dieses rhythmische Hämmern und beständige Klappern. Wenn ich lange genug von der Schreibmaschinenzeit meines Lebens erzähle, komme ich noch so weit, das für einen unwiederbringlichen Verlust zu halten. War es nicht herrlich, damals, als ich meine universitäre Abschlussarbeit nächtens in die Schreibmaschine klopfte und oft, wenn ich besonders gut in Fahrt war, abbrechen musste, weil der Ingenieur, der in der Wohnung über mir wohnte, im Schlafrock an der Tür läutete und mit der Hausverwaltung drohte, wenn ich das elende Geklapper, mit dem ich ihn um den Schlaf brachte, nicht sofort einstellte? Wann habe ich seither so begeistert in die Nacht hineingeschrieben, jetzt, da das Tippen auf der Tastatur des Computers nahezu geräuschlos dahingeht (wenn es überhaupt dahingeht) ...

Peter Mitterhofer wandert nach Wien

Sternstunden des Scheiterns (1)

Im schneereichen Dezember 1866 machte sich der 44-jährige Zimmermann Peter Mitterhofer aus seiner Heimatgemeinde Partschins in Südtirol auf den Weg, um dem Kaiser im fernen Wien von einer wichtigen Sache in Kenntnis zu setzen. Mit einer Tragekraxe auf dem Rücken überquerte er die verschneiten Pässe der Alpen und zog wochenlang durch den Winter Österreichs. Was ihn Anstrengung und Kälte ertragen ließ, war die Gewissheit, dass ihn Gott mit einer herrlichen Begabung ausgestattet und zu Großem berufen hatte. Denn das Kind der Tiroler Provinz, das sich in seiner Jugend auf Walz begeben und halb Europa gesehen hatte, war nicht nur Zimmerer und Tischler, sondern auch Erfinder. Jetzt trug er in der von ihm selbst erfundenen praktischen Kraxe, die sich mit wenigen Griffen in einen Schubkarren verwandeln ließ, eine Erfindung mit sich, die den Staat der Habsburger, dem er untertan war, mehr noch, die Zivilisation selbst verändern und zahllosen Menschen die Arbeit erleichtern würde. Drei Jahre hatte Mitterhofer an einer Maschine gearbeitet, die das Schreiben, diese anstrengende Arbeit der Hände, der in den k.k. Ämtern ein unüberschaubares Heer von Kopisten und Konzipienten Zeit und Gesundheit der Gelenke opferte, zur maschinellen Angelegenheit machte. Bewundert im Dorf von den einen, verlacht von den anderen, hatte er in seiner Tischlerwerkstatt die Schreibmaschine erfunden.

Seinem persönlichen Besuch beim Kaiser schickte er ein amtliches Gesuch voraus, das dieser vermutlich nie zu Gesicht bekam, mit dem sich aber die Beamten, denen es oblag, die vielen Dinge zu prüfen, die mit der immer lästiger grassierenden Mode der Erfinderei zu tun hatten, gewissenhaft auseinandersetzten. In seinem Gesuch wusste Mitterhofer die Eigenheiten und Vorzüge seiner Schreibmaschine selbstbewusst in klarer Sprache darzulegen, war er doch kein verschrobener Tüftler, der, überworfen mit der Welt, das Rad noch einmal erfand, und auch kein genialischer Wirrkopf, der in der Abgeschlossenheit an einer Weltmaschine bastelte, sondern ein technisch versierter Mann, der wusste, was er schuf. Nachdem er die technischen Grundlagen seiner Erfindung erklärt hatte, wies er in seinem Memorandum darauf hin, dass sich mithilfe seiner Maschine jedwedes amtliche Dokument nicht nur schneller werde verfertigen lassen, sondern alle Kanzleidokumente der Monarchie auch dasselbe Schriftbild und die gleiche Leserlichkeit aufweisen würden, da es künftig nicht mehr auf die individuelle Handschrift des Kanzleibeamten ankam. Selbst Blinde und »talentvolle Leute«, die wegen Verletzung oder Erkrankung der Hände schwungvoll die Feder zu führen außerstande waren, würden mit seiner Schreibmaschine wieder schreiben können und so ihrem Berufe erhalten bleiben.

Mitterhofer erreichte Wien nach fast zwei Monaten und harrete ungeduldig der Audienz, die er aber nicht erhielt.

Huldvoll ließ Franz Joseph I. seinem wunderlichen Untertan aus den Südtiroler Bergen für seine Erfindung, an der die Gutachter des Kaisers zu tadeln fanden, dass sie einem Missstand abhelfen wolle, der gar keiner sei, stattdessen eine Schenkung von zweihundert Gulden zukommen. Wir wissen nicht, in welcher Stimmung Peter Mitterhofer zurück nach Partschins zog, jedenfalls war er nicht so entmutigt, dass er zu Hause die Arbeit an seiner Schreibmaschine nicht sogleich wieder aufgenommen hätte. Im Gegenteil, er baute neue, verbesserte Modelle und machte sich nach ein paar Jahren mit dem insgesamt fünften Typus seiner Maschine neuerlich auf den Weg nach Wien. Wieder war er zu Fuß unterwegs, mit seiner Kraxe am Rücken und in dieser eine Schreibmaschine, die den späteren, industriell gefertigten schon ausgesprochen ähnlich und funktionstüchtig sowie tauglich zur Massenfertigung war. Wieder wartete er vergeblich darauf, bei Hofe vorgelassen zu werden, wieder beschied ihm die Gutachter seines Kaisers, dass seine Erfindung überflüssig sei und sich mit ihr weder Geld verdienen noch Ruhm erlangen ließe. Und wiederum bedankte Franz Joseph I. sich bei seinem lästigen Untertan aus Partschins dafür, dass er ihn so mannhaft von der Ernsthaftigkeit seines Strebens unterrichtet habe, dann kehrte Mitterhofer mit zweihundert Gulden im Sack nach Hause zurück.

Dieses Mal aber soll er in grimmiger, ohnmächtiger Wut fortgegangen sein, und seine Verzweiflung hat sich in den Jahren, die ihm noch blieben, nie mehr aufgehellt. Aus der

Ferne konnte er beobachten, dass der Amerikaner Christopher Latham Sholes unter den etlichen findigen Leuten, die, jeder für sich, ihre Zeit mit dem Bau von vertriebstüchtigen Schreibmaschinen verbrachten, der Einzige war, der das Ziel erreichte, das auch sein Ziel gewesen war. Sholes hatte aber auch nicht an den Kaiser von Österreich, sondern den König von Amerika, den Waffenfabrikanten Remington, appelliert, der ihn nicht mit zweihundert Dollar entließ, sondern seine Erfindung prüfte, ihren Wert erkannte und dann generalstabsmäßig mit seinem neuen Produkt den Markt eroberte. Zwanzig Jahre später war Peter Mitterhofer tot, gestorben in seiner großen Partschiner Bitterkeit, da waren bereits Abertausende Schreibmaschinen der Marke Remington in die Monarchie importiert worden.

Um Schreibmaschinen geht es den Jugendlichen nicht, die in den englischen Städten die Einkaufszentren stürmen und sich holen, wovon ihnen lange genug eingeredet wurde, dass sie es zu einem erfüllten Leben benötigen. Wofür sie in diesen heißen Sommernächten des Aufruhrs die Geschäfte stürmen, das sind elektronische Waren, Flachbildschirme, Mobiltelefone, vor allem Blackberrys, mit denen sie an die weite Welt der Unterhaltungsindustrie angeschlossen sind, den Luxus, der dort propagiert wird, im demokratischen Taschenformat bestaunen, aber untereinander auch in beständigem Austausch bleiben können. Der Aufstand der Jugendlichen aus der britischen

Unterschicht ist vielleicht der erste, der mittels neuer Technologien organisiert wurde und nichts anderes als den Besitz gerade dieser Technologien zum Ziel hat. Denn die wütenden Burschen und Mädchen aus der Vorstadt von London und Birmingham verabreden sich über ihre Handys und über Facebook, in welcher Straße sie sich treffen, um sich gemeinschaftlich in den Besitz jener Handys, Blackberrys und Computer zu setzen, mit denen sie miteinander kommunizieren und sich ihr Bild von der Welt erschaffen.

Jahrelang wurden sie mit einer brutalen Pädagogik des Konsumismus traktiert, die in England die alte Rohrstockpädagogik des Verzichts ersetzt hat. Das Fernsehen mit seinen Reality-Serien und Shows, in denen die Verlierer auf nichts als den Triumph des Gewinnens, die Sozialhilfeempfänger auf das Glück des Habens eingeschworen werden, diese mediale Maschinerie, die gerade in Großbritannien unerbittlich rattert, hat einen Hunger geweckt, den sie aus Eigenem nicht stillen können. Denn der von Margaret Thatcher methodisch angestrebte, von den sozialdemokratischen Regierungen vorangetriebene Zerfall der englischen Gesellschaft hat zu einem kleinen Problem geführt: dass nämlich vielen schlichtweg das Geld fehlt, die Dinge, nach denen sie streben sollen, auf legale Weise zu erwerben. Wer die Leute auf den Konsum dressiert, kann ihnen dessen Freuden aber nicht immer nur für die Jahre nach dem wundersamen

sozialen Aufstieg versprechen, er muss sie ihnen periodisch jetzt schon gewähren.

Der Aufruhr war im Norden Londons aufgeflammt, in Tottenham, wo sich einst osteuropäische Juden ansiedelten und heute Kariben, Araber, Südeuropäer und depravierte Briten leben. Gleichsam über Nacht sind die jungen Leute des Viertels dazu übergegangen, sich die Markenwaren, die ihre Helden in Werbespots und auf Leuchtreklamen anpreisen, rabiat anzueignen. Weil sie niemals das Geld aufbringen können, sie rechtens zu erwerben, setzen sie sich als Plünderer in ihren Besitz, aufgestachelt von den Hasspredigern der individuellen Bereicherung, deren fanatischen Appellen sie im Fernsehen, in den Magazinen, im öffentlichen Raum beständig ausgesetzt sind und die sich jetzt pflichteifrig von ihnen distanzieren.

In einer Zeit, in der individuelle Bereicherung gepredigt und allgemeiner Sozialabbau betrieben wird, finden sich die Jugendlichen der Unterschicht in einem Konflikt zweier Gebote, der durch jeden Einzelnen von ihnen schneidet. Das alte Gebot verlangt von ihnen, dass sie Dinge, die sie haben möchten, nicht stehlen dürfen, sondern kaufen müssen. Das neue Gebot fordert hingegen von ihnen, dass sie unentwegt konsumieren, weil sie, sobald sie ihren Status nicht mittels Markenartikeln präsentieren können, nichts bedeuten, nichts sind als menschlicher Abfall, Gesindel an den hereinbrechenden Rändern der Gesellschaft.

Es ist ein unglaubliches Spektakel, das die Jugendlichen aus der Unterschicht bieten, wenn sie die Tempel des Konsums stürmen, ausplündern und schließlich abfackeln. Noch indem sie alles kurz und klein schlagen, huldigen sie der Religion, zu deren Lobpreis diese Tempel errichtet wurden, und indem sie sich durch brennende Straßen mit lauter Diebesgut auf den Weg nach Hause machen, in desolate Sozialwohnungen, die sie mit neuestem technischen Zeug ausstatten, bieten sie einen staunenswerten Anblick: Anarchisten, die die herrschende Ordnung bestätigen, Rebellen, die sich plündernd und prügelnd unter die Herrschaft jener Werte stellen, gegen die sie verstoßen. Bewaffnet mit Handys, Brandfackeln, Schlagstöcken stürmen sie die Bastionen des Konsumismus, um sich diesem zu unterwerfen. Das Stück, das auf der englischen Sommerbühne in diesem August 2011 gespielt wird, hat den Titel: Die Brandstifter als Biedermänner.

Wie vielen Menschen begegnet man im Laufe seiner Jahrzehnte, die nicht bloß Passanten unseres Lebens sind, Passanten, von denen wir flüchtig Kenntnis nehmen, wenn sie an uns vorüberhuschen, die aber keinen Abdruck in unserer Seele hinterlassen und die wir gründlich vergessen, kaum dass wir sie aus den Augen verlieren? Aus einer soziologischen Studie erfahre ich, dass der Bewohner einer mittelgroßen Stadt in Europa von heute auf etwa 2500 Menschen kommt, mit denen ihn irgendwann eine

persönliche Beziehung verband und die seine Existenz als deren gewissermaßen unerkannter Teil mitgeprägt haben und mitformen. 2500? Diese Zahl hielt ich aufs Erste für maßlos übertrieben. Ich kenne doch keine 2000 Menschen und werde in den nächsten Jahren gewiss nicht noch einmal 500 dazubekommen! Aber in dieser Zahl sind schon die dreißig Schüler mitgezählt, mit denen ich in meiner ersten Schulklasse saß, denn sie haben, auch wenn ich sie heute nicht mehr alphabetisch vor das Katheder meiner Erinnerung rufen kann, doch zweifellos einen Einfluss auf mich gehabt, als die erste Gruppe von Fremden, die ich zu einer Gemeinschaft meiner Freunde machen musste und die darüber entschied, wie ich mich in all den späteren Gruppen zu behaupten wissen würde; weiters zählen zu ihr manche Lehrer dieser Schule – als Erste der bizarren, lächerlichen, beeindruckenden Autoritäten, mit denen ich es noch zu tun bekam – und gewiss auch der Schulwart, dieser hagere, dunkelhaarige Mann, der mit dem hüpfenden Gang des Kriegsversehrten durch die Schulgänge zog, stets in einem geradezu undurchdringlichen Schweigen befangen, und der uns Schülern die abweisende, geradezu rätselhafte Macht repräsentierte. Einige von den Erwachsenen gehören dazu, die ich auf dem Schulweg regelmäßig traf und die grüßend oder schweigend etwas von der Welt vorstellten, die täglich um mich wuchs. Denn sie wuchs unaufhörlich, und jetzt hat sie neuerlich zu wachsen angefangen, da ich mich, von der Studie auf die Spur gesetzt, meiner Menschen zu erinnern

versuche und mir zahllose verschollene Gestalten vor Augen treten. Sie wächst mit dem Wechsel der Wohnungen, der Entdeckung anderer Stadtviertel, mit neuen Freundschaften, sie wächst, indem wir die Schule verlassen und eine Lehre oder ein Studium beginnen, einen Beruf ergreifen, in andere Gegenden, Städte, Länder ziehen, wir lernen unablässig Menschen kennen, die wir nicht zu unseren Freunden, nicht einmal zu unseren Bekannten rechnen, die aber trotzdem zu unserer kleinen, zu unserer eigenen Welt gehören, und wir begegnen manchen von ihnen erst nach Jahren, Jahrzehnten wieder, von denen wir nicht einmal den Namen kannten, und die wir doch sogleich in der Menge, in der imaginären von gestern und der realen von heute (erst zusammen ergeben sie meine Wirklichkeit), identifizieren können, an ihrem Gang, ihrer Stimme, ihrem Gesicht. Und indem wir so leben und alt und noch älter werden, sind wir eines Tages bei den 2500 angekommen, auf die wir es durchschnittlich bringen.

Wenn es auch nicht gerade das Glück des Lebens ausmacht, gehört es jedenfalls zu diesem Lebensglück, möglichst viele von ihnen nicht vergessen, nicht aus dem Gedächtnis getilgt zu haben, sondern zum eigenen Leben rechnen zu können, weil wir den Schnitt dieses Profils noch im Auge haben, der Fetzen eines Gespräches in unserer Erinnerung flattert, die Ahnung eines Nachmittags auf der Wiese, ein Gesicht, das sich aus der Tiefe der Jahre zu uns neigt ... Glückliche, wer sich so auf seinen Wegen weiß, mit

2500 Menschen in seinem leichten Reisegepäck aus Bildern und Worten.

R. ist in der Zeitung als »Vordenker« bezeichnet worden und verbirgt seine Genugtuung nicht, öffentlich als der approbiert zu werden, der er immer sein wollte: ein energischer Intellektueller, dessen Talent, die Dinge auf den Punkt zu bringen, mir imponiert, und der an den Zeichen von heute zu ergründen versucht, was morgen aus uns geworden sein wird. Ich hingegen: Viel öfter, als dass ich mir überlegte, wie die Dinge morgen aussehen werden, war ich damit beschäftigt, über die von gestern zu sinnieren. (Ja, zu sinnieren, das ist das richtige Wort!) Wie schnell aber nicht nur das Heute vergeht, sondern auch dieses Gestern verschwindet! Wer den Dingen hinterher zu denken versucht, dem ist das Gefühl der Vergeblichkeit vertraut, denn was verschwindet und vergessen wird, wächst schneller als alles, das er in die Erinnerung zu retten vermag. Was aus dem Gedächtnis getilgt ist, gehört aber nicht mehr zu meiner Vergangenheit, es gehört zu niemandem, es ist gar nichts, selbst dass es einmal existiert hat, haben wir vergessen.

Was hast du nur immer mit dem Verschwinden! Abgesehen davon, dass die Welt vollgestopft wäre mit abgelebten Gefühlen und Haltungen, überflüssig gewordenen Dingen und dem ganzen geistigen und materiellen Gerümpel von Generationen, wenn sie nicht regelmäßig Kehraus hielte;

ganz abgesehen davon, weißt du doch, dass wir in einer Ära leben, in der das Vergessen technologisch abgeschafft wurde und der Kampf um das Menschenrecht des Vergessens überfällig ist. Kein Foto, das ins Netz gestellt wurde, verschwindet je wieder aus diesem, sosehr die auch leiden, die auf ihm in demütigender Pose, in beschämender Situation oder auch nur in schlechtem Winkel aufgenommen wurden; was je unbedacht über Facebook öffentlich gemacht wurde, kann niemals wieder zurückgenommen und privatisiert werden, und ein unglücklich formulierter Satz, der einem Politiker in einem ihn überfordernden Spiel von Frage und Antwort widerfuhr, kann noch nach zehn Jahren aus dem unermesslichen Archiv des Netzes geholt und bei Bedarf gegen ihn gewendet werden. Es ist eine fixe Idee von dir, dieses Verschwinden, die Angst, die Dinge würden verloren gehen für immer, und mit ihnen eine ganze Welt.

Im Althochdeutschen bedeutete »sinnen« so viel wie reisen, gehen, unterwegs sein. »In Galiläa sinnen«, wie es in den alten Schriften steht, hat nicht gemeint, in Galiläa vor sich hin zu grübeln, ob es sinnvoll sei, die Zeit an diesem Ort zu verbringen, sondern – sich auf den Weg nach Galiläa machen. Worte haben ihre Geschichte und nehmen neue Bedeutungen an, aber etwas von den alten klingt in ihnen fort. Bezeichnet das Sinnen auch längst keine Veränderung des Ortes mehr, schwingt in ihm doch die Bewegung mit, die das Denken als geistige Raumergreifung auszeichnet,

eine Bewegung, die auf kein festgesetztes Ziel gerichtet ist, sondern sich dieses Ziel in der Bewegung erst selber erschafft. Wer sinnt, der denkt weder statuarisch noch zielgerichtet, er betrachtet einen Gegenstand von allen Seiten und geht gedanklich mit ihm ein wenig in diese, dann in die andere Richtung.

Kommt hinzu, dass im Sinnen als Form des beweglichen Denkens die Sinne nicht in die Schranken gewiesen werden, sondern präsent sind, und damit ist es auch die Fülle der Welt, die sinnlich wahrgenommen wird. Zu sinnen heißt also denken, ohne sich dabei auf Logik und Abstraktion allein zu verlassen, vielmehr beweglich denken mit allen Sinnen, eine Art von wandelndem (verwandelndem) Denken. (Wenn wir das Denken doch als Sinnen erlernten: fühlendes Denken, intelligentes Fühlen!)

Die einzige Unerschrockenheit, die die meine ist, habe ich mir nicht persönlich erfochten, sie ist meiner Generation als Privileg zugefallen. Als ich die Oberstufe des Gymnasiums besuchte, in den frühen siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, verließen einige Schüler, die mit dem Lernen oder den Lehrern nicht zurande kamen, die Schule, doch jeder von ihnen befand sich nach wenigen Wochen in einer beruflichen Ausbildung, die sich lohnte. Die nach der Matura nicht studieren wollten, suchten Arbeit bei der Post, der Bank, im Reisebüro, als stünde ihnen dort nicht bloß eine bescheidene Karriere bevor, sondern geradezu die Welt selber offen. Die das Studium

aufgaben, gingen in die freie Wirtschaft und wurden wohlhabend, die es abschlossen, wurden Beamte und verdienten weniger, um das aber mussten sie nicht bangen. Selbst die Mutlosen brauchten sich nicht auf die Schleimspur zu begeben, um irgendwo als Angestellte unterzukriechen, sondern konnten überlegen, wofür sie sich wirklich interessierten, war doch immer etwas zu finden, mit dem sich die Existenz bestreiten ließ.

Die Hochkonjunktur, in der sich die Wirtschaft befand, und die Vollbeschäftigung, die der Staat verfocht, ließen einen Sozialcharakter reifen, der sich nicht in alles fügen wollte und begriff, dass es sich nicht lohnt, allezeit zu kuschen. Während die linken Studenten, denen ich mich sogleich zugesellte, verbissen behaupteten, es müssten die Widersprüche sich verschärfen, die Armen ärmer, die Not größer werden, damit der Unmut zu Widerstand und dieser revolutionär werde, erwies die Wirklichkeit, skandalös wenig an der Theorie interessiert, vor unseren Augen und mit uns als Protagonisten gerade das Gegenteil: Ausgerechnet wir, denen es besser als den Generationen davor und, wie jetzt zu sehen ist, danach ging, standen dem verächtlich so genannten »System« kritischer gegenüber als die vor und die nach uns. Nicht soziale Unsicherheit hat eine selbstbewusste Generation hervorgebracht, sondern die Vollbeschäftigung. In der Ära der Vollbeschäftigung wusste jeder, dass er sich zur Not schon irgendwie werde durchschlagen können. Die Heutigen hingegen wissen, dass sie sich trotz all ihrer Zusatzausbildungen und

Praktika womöglich ein Leben lang nur immer so durchschlagen werden. Für meine Generation war es wahrlich nicht schwer, keine Zukunftsangst zu haben. Umso verwerflicher, dass wir heute jenen ihre Ängstlichkeit vorwerfen, denen wir keine Zukunft hinterließen, wie wir selbst sie vorgefunden haben. (Ja, das kann man wirklich: eine Zukunft hinterlassen. Man kann das, was erst kommen wird, sogar in besserem oder schlechterem Zustand hinterlassen.)

Die sich radikal der Wirklichkeit verweigernden Studenten von damals entdecken heute als Rebellen nahe der Pension ihre falschen Theorien von einst und verlieben sich gleich wieder in sie. Darum ärgern sie sich, dass die Jungen von heute, über die die soziale Unsicherheit verhängt ist, sich schuldhafter Weise nicht zu Revolutionären läutern, sondern, jeder für sich und gegen alle, um nichts als einen lumpigen Job kämpfen. Jetzt tadeln wir, die wir in unserer Jugend vielfältige Wahl hatten, die Jungen wechselweise als ängstlich, selbstbezogen, verzagt oder aber als oberflächlich, unterhaltungssüchtig, gedankenlos. Was diesen jedenfalls vorgeworfen wird, gleich ob sie sich kleinmütig fügen, ausgelassen ihr Leben genießen oder vermeintlich theoriefrei revoltieren: dass sie der Gesellschaft nicht jenen Prozess machen, den wir der unseren gemacht zu haben meinen. Allerdings ist die Gesellschaft, gegen die sie antreten sollen, die unsere, und was sie zu verwerfen hätten, das wären wir selbst.